

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die Rätsel der indischen Fakire.

Von Zauberkünstler Samari, Frankfurt a. M.

Die Kunststücke der indischen Fakire übten auf den europäischen Beschauer seit jeher einen unwiderstehlichen Reiz aus. Die hin und wieder nach Europa verpflanzten und hier gastierenden Fakire stellten mehr ethnographische Schaustellungen dar und ihre Künste, losgelöst von dem die Phantasie erhaltenden Milieu ihrer Heimat, wo die Natur selbst die stillere Stofflage dazu bildet, blühen von der ursprünglichen Eigenart ungemein viel ein. Dieses Umstandes sind sich die Fakire, die Europa besuchen, voll bewusst und bringen daher hier nur solche Kunststücke zur Vorführung, die unabhängig von der malerischen orientalischen Szenerie noch gute Wirkungen erzielen. Jene Experimente dagegen, welche von exotischen misceen-szenen untrennbar sind, kommen nur selten, ja sogar nie nach Europa, und diese beiden Experimente sind: der echte Mango-Baumtrid und der Seiltrid. Deshalb wird vielfach an der Existenz dieser beiden Kunststücke überhaupt gezweifelt, und ganz besonders der Seiltrid wird in das Reich der Fabel verwickelt. Beide Experimente existieren aber tatsächlich. Viele europäische und amerikanische Zauberkünstler und mit der Zauberkunst wohlvertraute Amateure unternahmen Reisen nach Indien, um diese Experimente an Ort und Stelle zu studieren. Aber nicht alle waren von dem Glück begünstigt, sie auch wirklich zu Gesicht zu bekommen. Schon im Jahre 1902 bemühte man sich anlässlich eines Besuches des Prinzen von Wales, des nachmaligen Königs Eduard VII., in Indien, einen Fakir, der den Seiltrid vorführte, für das Programm der Hofgesellschaften zu akquirieren. Der damalige Vizetönig Lord Lansdowne bot 10 000 Pfund für einen Fakir mit diesem Kunststück, und doch hat sich keiner gemeldet. Auch der holländische Zauberkünstler Theo Ofito, der zur Auffindung des Seiltrids eigens nach Niederländisch-Indien reiste, erließ in allen dortigen Zeitungen, oft in drei und vier Sprachen, ähnliche Aufrufe unter Auflage von hoher Belohnung, aber ebenfalls vergeblich.

Erst dem amerikanischen Amateur Ing. John Dittmar aus San-Antonio, Texas, ist es geglückt, das wahre Geheimnis dieser beiden Experimente zu lüften. Er reiste zu diesem Behufe nach Britisch-Indien, wo er merkwürdigerweise überhaupt keinen Fakir vorfand. Man sagte ihm, daß die Fakire es vorzögen, die großen Heerstraßen des Weltverkehrs in Ägypten aufzusuchen. Ing. Dittmar nahm für die Rückreise keine Route über Ägypten, wo ihm die Anwesenheit mehrerer Fakire gemeldet wurde. Besonders einer wurde ihm als derart wundertätig geschildert, daß Ing. Dittmar selbst einen zweitägigen Kamelritt nicht scheute, um den Wundermann einzubohlen. Es gelang ihm, den Wundermann gerade zur rechten Zeit anzutreffen, als er Vorbereitungen zu einer Vorstellung traf. Dieser Fakir führte den echten Mangobaumtrid wie auch den Seiltrid tatsächlich vor. Ing. Dittmar gab im Jahre 1910 eine ausführliche Schilderung dieser Kunststücke. Nach der Erzählung des Ing. Dittmar, der ein vorzüglicher Kenner der modernen Zauberkunst ist, spielte sich die Vorstellung wie folgt ab:

Dieser Fakir grenzte zuerst einen großen Kreis, circa 30 Fuß im Durchmesser, durch Steine ab, und die Zuschauer durften den abgegrenzten Kreis unter keiner Bedingung überschreiten, sondern mußten an der Steinkreisgrenze Aufstellung nehmen. Vor Beginn mußten sämtliche photographischen Apparate beiseite gelegt werden, denn das Photographieren wurde streng verboten. Die „Eintrittsgebühr“ betrug ein Pfund. Die Vorstellung wurde zur Zeit des Sonnenunterganges anberaumt, fand also im Dämmerlicht statt. Der Fakir agierte inmitten seines abgehekkten Raumes, so mit etwa 15 Fuß von den Zuschauern entfernt. Nach einigen einleitenden Kunststücken kam der Mangobaumtrid an die Reihe, der sich in der Regel wie folgt abspielt: Ein Mangofirn wird in die Erde vergraben, darüber ein kleiner Hügel von Sand oder Erde geformt, worauf der Hügel mit einem Tuch bedeckt wird. Nach dem Abheben des Tuches ist aus dem Mangofirn ein kleiner Zweig hervorgeprossen. Der Zweig wird abermals bedeckt und nach dem Abheben ist der Zweig zu einem kleinen Stamm nebst Zweigen emporgewachsen, ist aber ganz kahl. Nach neuerlichem Bedecken und Wiederaufheben sind die Zweige voll grüner Blätter. Beim nochmaligen Zu- und Abdecken trägt der Mangobaum Früchte. Die Einrichtung des Trids, wie ihn Ing. Dittmar beobachtete, war, wie er sich nach später peinlichst genauer Untersuchung des Operationsfeldes und des zufällig in seine Hände geratenen Mangobaumens überzeugte, die folgende: In der Mitte des Spielplatzes

grub der Fakir im Erdboden ein ziemlich tiefes Loch, welches er mit dem überaus leichtflüssigen Siderand verfüllte. Dieser Sand ertauhe es, Gegenstände förmlich wie ins Wasser unterzutauchen oder sie, falls sie darin vergraben sind, mit ebensolcher Leichtigkeit hervorzuziehen. Das verwendete Mangobaumchen ist ein dürres, mehrfach verzweigter Ast des Mangobaumes, dessen Zweige ausgehöhlt sind, so daß sie gewissermaßen hohle Holzkanäle darstellen. In diese Kanäle werden durch angebrachte Oeffnungen kurze Tiere der Blattheuschrecke hineingesteckt, und damit sie nicht zu tief in die Kanäle eindringen, werden sie an den Hinterfüßen mit einem feinen Bastfaden angeheftet. Die Heuschrecken halten sich in dieser Verstecke gerne auf. Der Fakir verfenkte einen so präparierten Baum in den Siderand und hat, um kein Wunder zu vollführen, eigentlich nichts anderes zu tun, als beim Bedecken des in die Erde gelegten Mangofirns das Baumchen jeweilig entsprechend hochzuziehen. Als die Blätter an dem Baum erscheinen sollten, staubte der Fakir unter dem Tuch irgendein Pulver aus (Insektenpulver?), wodurch die Heuschrecken zum Verlassen ihres Versteckes gezwungen wurden und, da sie angebunden sind, an den Ästen sitzen bleiben. Da ihre Flügel Baumblättern täuschend ähnlich sehen, scheint der Baum dicht belaubt. Die Früchte werden unter dem Tuch mittels Bastfäden an die Äste befestigt, was sich bei der „Fruchternte“ leicht verbergen läßt.

Der Seiltrid wird in phantastischer Ausschmückung wie folgt geschildert: Der Fakir nimmt ein um seinen Körper gewundenes Seil, wirft dieses in die Luft und das Seil bleibt an irgend einem unsichtbaren Punkte in der Luft hängen. Hierauf klettert eine Person an dem Seile empor, verschwindet vor den Augen der Zuschauer, worauf das Seil zusammenfällt. Im wesentlichen stimmen einige Handlungen bei der Vorführung mit der wunderbaren Schilderung überein. Das Seil wird wirklich hochgeworfen und bleibt aufrecht stehen, was durch eine ganz außerordentlich kunstvolle Flechtart des Seiles, das Ing. Dittmar in der Hand hielt und mit eigener Augen untersuchte, erzielt wird. In dem Seile scheinen eigentümliche Beinknorpel eingeflochten zu sein, die bei einer gewissen Haltung des Seiles sich ineinanderfächeln und dem Seile eine relative Festigkeit geben. Das In-der-Luft-Hängenbleiben ist Fabel, denn tatsächlich hat das Seil eine Verbindung — mit der Erde. Eine Bindung des Seiles bleibt nämlich auf der Erde liegen und bildet so einen genügenden Stützpunkt für das aufrechtstehende Seil. Das Wesen, welches nun auf dem Seile emporzuklettern hatte, war ein Affe. Der Fakir ließ die kleinen Vierhänder an dem Seile empor- und herunterklettern und sobald sich das Tier wieder auf der Erde befand, erfaßte er das untere Ende des Seiles, das er mit einem geschickten Zug an sich riß, wodurch die Versteifung des Seiles gelockert wurde und das Seil in sich zusammen fiel. Anschließend wurde mit dem Affen ein Kunststück vorgeführt, welches infolge zweier verschiedener Begebenheiten zu seiner Behauptung Veranlassung gegeben haben mag, daß das emporkletternde Wesen in der Luft verschwindet. Der Affe wurde nämlich, nachdem er sein Seil-Kunststück beendet hat, in einen Korb aus Binsen gesteckt und mit einem Dedel, der mit Bastfäden zugenaht wurde, eingeschlossen. Hierauf nahm der Fakir eine brennende Fackel und zündete den Korb von allen Seiten an. Nachdem der Korb zu Asche verbrannt war, fand sich in dem Korb ein Affenskelett vor. Dieses nahm der Fakir, deckte es mit seinem Zaubertuche zu und nach dem Wiederaufheben war der Affe wieder lebendig und das Skelett war verschwunden. Auch bei diesem Kunststück spielte die Grube mit dem Siderand die Hauptrolle.

Zum Schluß sei noch ein drittes indisches Wunder besprochen, das zurzeit alle Europäer im Banne hält. Man schildert das Kunststück in folgender Weise: Ein Ander wirft eine Kugel in die Luft, die erst nach drei Minuten wieder mit einer derartigen Wucht zur Erde fällt, daß sich dieselbe einige Meter tief in die Erde einräht. Auch hierin ist das Geheimnis im Siderande zu suchen. Das Hochwerfen der Kugel ist nur eine Täuschungsbewegung, die derart geschickt ausgeführt wird, daß jeder schwört, er hätte die Kugel tatsächlich hochfliegen sehen, eine Täuschungsmethode, die jeder europäische Zauberkünstler mit Erfolg anwendet.

Jedenfalls verdient die Lösung der drei Kunststücke, die bis nun ein geheimnisvoller Nimbus der Unerklärlichkeit umgab, das höchste Interesse. Durch die Lüftung ihres Geheimnisses ist ihr Reiz keineswegs verlohren, im Gegenteil, man muß die angemendeten Hilfsmittel um so mehr bewundern, und die Menschen belachen, die immer von den Dingen reden, von denen sich unsere „Schulweisheit“ nichts träumen läßt.

Weihnacht bei den Völkern des Erdenrunds

Von M. A. von Rütgendorff.

Der Charakter und die Seele eines Volkes offenbaren sich in den Bräuchen seiner Feste. Hier entwickelt es seinen Glauben, seine Weltanschauung, seine Poesie. Bunte und seltsame Bilder bietet die Feier des Christfestes auf dem ganzen Erdenrund. Altgermanische Fröhlichkeit und südländisch-sinnig-festliche Lust, Kindlichkeit und naiver Aberglaube klingen auf in diesen Stunden, die schon vor Jahrtausenden der Freude über die wiederkehrende Sonne geweiht waren.

Aber nicht überall gehen Sitten und Bräuche auf Jahrtausende zurück. In Amerika z. B. ist unser altes Weihnachtsfest erst neueren Ursprungs. Sind doch erst drei Jahrhunderte vergangen, seit die Holländer ihr Neu-Amsterdam, das heutige New York, gründeten und als fromme Christen auch ihre Weihnachtsfeier in das fremde Land mitbrachten. Aus der einfachen, ausschließlich religiösen Feier, bei der gewöhnlich nur die Kinder etwas Spielzeug und Zunderwerk erhielten, ist freilich mittlerweile ein Fest geworden, an dem der Amerikaner seine Taschen gründlich leert. Heute ist der Christbaum längst im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten heimisch geworden. Freilich strahlt er zumeist im grellen Licht der elektrischen Glühbirnen, anstatt im heimisch-traulichen Schein der bescheidenen Wachskerze. Frei von Weihnachtsaberglauben ist der Amerikaner übrigens trotz seiner nüchternen Lebensauffassung durchaus nicht. So ist z. B. allgemein Sitte, das jeder, der zu Weihnachten einen spizen Gegenstand zum Geschenk erhält, dem Spender dafür einen Cent geben muß, damit die Weihnachtsfreude nicht „zerfluchen“ wird. In Mittel- und Südamerika zeigt das Weihnachtsfest eine ganze Fülle von eigenartigen Bräuchen. Allerdings sind sie nicht immer gesamtvoll, und keinen Zusammenhang mit dem christlichen Ursprung des Festes wird man bei den meisten dieser seltsamen Gebräuche vergeblich suchen. In den Weihnachtsfesten Mexikos haben sich beispielsweise sogar noch Ueberreste aus der Aztekenzeit erhalten, so namentlich in allen Indianerlänzen, die merkwürdigerweise mit einer frommen Wallfahrt verbunden waren. Volle neun Tage dauern dann die Weihnachtsfeier, bei deren hauptsächlich Aufführungen von weihnachtlichen Hirtenspielen beliebt sind.

Auch in Chile gehört der Tanz, die nationale Cueca, zu den Weihnachtsfreuden, zu denen vor allem auch der Weihnachtsmarkt zählt, der selbst in der kleinsten Stadt auf der Hauptstraße abgehalten wird. Natürlich wird dabei auch nicht das Essen und Trinken vergessen, wobei man mit Vorliebe in einer kräftigen Hühnersuppe schwelgt und dazu die berauschende Chicha trinkt. In den Städten Chiles wird der Weihnachtstag schon vom frühen Morgen an in einer etwas eigenartigen Weise begangen: man läßt nämlich in den blauen Sonnenhimmel hinauf Raketen steigen, und auf Schritt und Tritt tracht und knallt es von Schwärmern und Knallern. Am Abend geht es dann meist noch lebhafter zu. Junge Burlesken in Teufelsmasken durchziehen die Straßen und treiben allerlei Unfug, während das Feuerwerk lärm und die Musik zum Tanze lockt.

Ein weiter Schritt über die Erdkugel führt uns aus den glühenden Tropen Amerikas nach dem fernen, kalten Island. Dort sind die weihnachtlichen Freuden recht bescheiden. Man trinkt am Festtag süßen Kaffee in großen Mengen, und die Hausfrau backt dazu allerlei uraltes Kuttgebäck, das zackige Laub- oder Blätterbrot oder kleine Pfannkuchen; wer es sich leisten kann, ist noch einen Teller Milchgrütze in Sirup oder gar ein tüchtiges Stück Trockenfleisch. Als Christbaum nimmt man bisweilen ein Vogelbeerbäumchen, das man mit ein paar Lichtern besetzt. Dagegen ist die alte isländische Sitte, am heiligen Abend alle Lichter im Hause anzuzünden, heute fast nirgends mehr anzutreffen.

Bei den Christen in der Türkei spielt der große Festschmaus die wichtigste Rolle bei der Weihnachtsfeier. Aber er darf erst beginnen, wenn sieben Sterne am Abendhimmel stehen. Wer vorher schon von den guten Dingen, die aufgetragen werden, zu naschen versucht, macht sich einer bösen Sünde schuldig. Scheint in der Weihnacht kein Stern am Himmel, so gilt dies als schlimmes Zeichen und Vorbedeutung kommenden Unglücks. Ein hübscher Weihnachtsbrauch spielt sich, nach Bauers Bericht, in einer kleinen griechischen Kirche in Konstantinopel ab. Die frommen Gläubigen und die Priester stehen um einen kleinen brennenden Scheiterschaufen, an den jeder ein Stück Holz hält, so daß das Feuer immer wieder hell aufstammt. Der Brauch soll aus der Legende entstanden sein, nach der die Hirten im Stall ein Feuer anzündeten, um das Kind in der Krippe zu wärmen.

Ungemein festlich wird das Christfest in Rom gefeiert, wo es zu den prunkvollsten Kirchensesten des ganzen Jahres zählt. Denn der Papst selbst zelebriert, umgeben von den Kardinälen und Kirchenfürsten im gleißenden Ornat, die Christmesse. Schon sein Einzug in die Kirche ist ein festliches Ereignis. Die brausenden Töne der Trompeten und Pauten und der von der Orgel begleitete Gesang der Sixtinischen Kapelle empfangen ihn beim Eintritt, worauf er den versammelten Gläubigen seinen Segen erteilt. Im Volk wird das Weihnachtsfest in erster Linie mit einem üppigen Schmaus gefeiert. Statt an Christbäumen erfreut man sich in Italien wie auch in Spanien und Südamerika an der Weihnachtskrippe, die gewöhnlich die Krippe zu Bethlehem mit den heiligen Frauen darstellt und in allen möglichen Ausführungen bis zur Lebensgröße zu finden ist.

Alle und manchmal selbst ammutende Weihnachtsfeste haben sich in Schweden erhalten. Wie überall, wo man das Weihnachtsfest feiert, bildet auch im Norden das weihnachtliche Festmahl den

Höhepunkt der ganzen Feier. In wohl unbewusster Erinnerung an den Aufbruch der alten Skandinavier verzehrt man als unerlässliches Weihnachtsgericht Schweinefleisch, besonders Schinken, der auf keinem schwedischen Weihnachtstisch fehlt, während man am Mittag des heiligen Abends nur das Brot in die Schweinefleischbrühe taucht und am Abend sogar nur Fastenspeise, Stockfisch und Milärreis, genießt. Auf dem Lande ist es noch vielfach Brauch, daß die Bauern vor dem heiligen Abend ein Dampfbad nehmen, bei dem recht gut geheizt wird, daß auch die guten Hausgeister daran teilnehmen können. Am zweiten Feiertag vergnügt man sich mit einem besonderen Srah: die jungen Leute verkleiden sich als „Weihnachtsgepferster“. Die Burlesken verummnen sich als Mädchen, und die Mädchen laufen in Männerkleidern einher.

Geschichte in Anekdoten.

Unter diesem Titel hat Friedr. Wendel im Verlag J. S. W. Dieck Nachf., Berlin eine amüsante und lehrreiche Blütenlese von Anekdoten gesammelt, die — wie die folgenden Proben zeigen — blicktätig Zusammenhänge ergeben.

Demokratie und Despotie im Altertum.

Plato kam auf seinen Wanderungen nach Syrakus. Der Tyrant Dionys lud ihn zu Gast und fragte im Lauf der Gespräche den berühmten Philosophen: „Was spricht man auf der Akademie zu Athen von mir?“ Der Philosoph antwortete ihm: „Wir haben wichtigeres zu tun als von Dir zu sprechen!“

Eine Antwort, die Hintergründe ahnen läßt.

Als der Hamburger Henker den Claus Störtebeker und sechzig von dessen Spießgesellen mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht hatte, wandte sich unmittelbar nach Beendigung der grausigen Arbeit einer der Hamburger Senatsherren an ihn und fragte ihn: „Nun, wie ist Euch zumute, Meister Hans?“ „O, mir ist zumute,“ antwortete der Henker, „ich könnte noch gleich den ganzen Hamburger Senat hinterher schicken!“

Milton.

Jakob II. besuchte, als er noch Präbident war, Milton und fragte ihn im Laufe des Gesprächs, ob er den Verlust seines Augensichts nicht für eine von Gott verhängte Strafe halte, weil er gegen Karl I. geschrieben habe.

Der erblindete Dichter antwortete:

„Wenn Eure Hoheit die Unfälle, die uns hienieden treffen, als Merkmale göttlichen Zornes zu deuten beliebten, was denken Sie dann von dem Schicksal Ihres Vaters? Ich habe nur die Augen, er aber hat das Haupt verloren!“

Das preußische Heer.

Im Siebenjährigen Kriege kam ein Bauer zum Obersten eines preußischen Regiments und beklagte sich bitter darüber, daß dessen Soldaten ihn überfallen und ausgeplündert hätten.

„Was haben sie dir denn genommen?“ fragte der Oberst.

„Meine Börse, meinen Mantel und meine Schuhe haben sie mir geraubt,“ sagte der Bauer.

„Dann sind's die verfluchten Oesterreicher gewesen,“ rief der Oberst aus, „meine Preußen hätten dir auch noch das Hemd genommen!“

Das kapitalistische England.

Ein Fabrikant in Manchester hatte ein neues Fabrikgebäude aufgeführt und fragte einen seiner Arbeiter, wie es ihm gefalle.

„Es kommt mir vor,“ erwiderte der Arbeiter, „wie die umgekehrte Passion.“

„Was heißt das: wie die umgekehrte Passion?“

„Nun,“ sagte der Arbeiter, „in der richtigen Passion leidet einer für alle, und hier leiden alle für einen!“

Abgesang.

Glasbrennerscher Einsall ist die hübsche Guckkästner-Szene, die in den Weißbierstuben herum erzählt wurde:

„Also jetzt meine hochverehrten Mitbirger und Zeitgenossen, zeige ich Ihnen die deutsche Republik! Treten Sie dicht ran und sehen Sie genau hin!“

Wat, Sie sehen nicht?

Sehen Sie schließlich noch genauer hin!

Sie sehen immer noch nicht?

Ja, sehen Sie, das ist eben der Witz, von der deutschen Republik ist keine Spur zu sehen!“

Um von Wilhelm II. ein Bild zu entwerfen, wurde folgender Witz gern weitergegeben:

Sie kennen doch die Sage von der Weißen Frau im Berliner Schloß? Das ist natürlich Humbug, denn denken Sie, was gestern im Schloß passiert ist. Der Offizier, der die Schloßwache kontrolliert, kommt nachts zwölf Uhr durch einige öde Korridore, sieht plötzlich eine Gestalt nebelhaft aufstehen und vor ihm her in das Kabinett seiner Majestät einschwinden. Ha, denkt er, die weiße Frau! Er will aber als getreuer Offizier seine Majestät vor Fährlichkeiten bewahren, stürzt also nach — reißt die Tür des Kabinetts auf: da sieht Seine Majestät am Schreibtisch und dichtet — von Geist keine Spur!

Das Haus.

Von M. Krüger.

Rembrandt schlenderte durch Amsterdam. Vor den Türen standen die jüdischen Händler und riefen ihn an. Sie kannten seine Vorliebe für alte Waffen, schweren Frauenschmuck und zierlich gewebte Stoffe. Er blieb auch stehen, betrachtete, bewunderte, kaufte aber nicht. Münzen genug klapperten in seiner Tasche, aber es erschien ihm heute zwecklos, irgendetwas dafür einzutauschen. Wohin damit? Daheim wußte er sein blondes Weib Saskia, dem schwerer Faltwurf und köstliches Geschmeide wie einer Prinzessin zu Gesellschaft stand; doch ihr Heim war ihnen nicht zu eigen, sondern einer alten, zänkischen Wettel abgemietet. Es war zu eng geworden für sie beide, für den vornehmen Besuch, der mit Aufträgen zu dem berühmten gewordenen Maler kam, für die geschnitzten Möbel und stehenden Stoffe, die sich um das junge Paar gehäuft hatten. Darum war das Begehren des sinn- und besitzesfrohen Mannes auf ein eigenes Haus gerichtet, das, geräumig und schön, Platz genug für die vorhandenen und zukünftigen Güter bot und das er nach Herzenslust verändern und schmücken durfte.

In solche Gedanken vertieft, streifte er dem Ufer des Kanals zu. Dorthin hatte es ihn schon oft getrieben, wenn ein künstlerisches Gesicht in ihm nach Erlösung strebte. Sinnend schritt er dann unter den Eichen der Bollwerke entlang, bis die quälende Unruhe in ihm verging und Klarheit sich ausbreitete. Heute betrachtete er aufmerksam denn je die Häuser, die sich Kauffherren und Schiffsführer an den Wasserstraßen errichtet hatten. Stundenlang ging er prüfend auf und ab und blieb schließlich vor einem Hause stehen, vor dem sein Schritt schon oft gezögert hatte. Der eiserne Klopfer schlug hallend an die geschnitzte Tür. Von drinnen kamen ein schlurfender Schritt und das Aufstoßen zweier Krüden langsam heran. Dann öffnete sich langsam die Tür. Vor dem Künstler stand ein altes Männlein, die ausgehöhlten, verkrümmten Glieder in ein langes und weites, schwarzes Gewand getaucht, auf dem Schädel eine randlose, schwarze Filzhaut. Er stand auf den Krücken und einem Bein mit verkrüppeltem Fuß, von der Hüfte baumelte das andere Bein, an dem der Fuß und der halbe Unterschenkel fehlten. Das Gesicht des Alten war von langem schwarzen Haar umrahmt, durch das sich ebenso viele weiße Fäden zogen. Die Füge waren ausgeprägt, schmal und fein, die Augen groß und leuchtend. Rembrandt stellte seine Frage: er sei auf der Suche nach einem eigenen Hause, dieses habe schon immer seine Aufmerksamkeit erregt, ob der Besitzer zufällig Neigung verjähre, es zu verkaufen?

Anstatt zu antworten, führte ihn der Alte herum, zeigte ihm sanft jeden Raum. Unter den frankten Raubtieraugen des Krüppels schritt der Maler wie in einem Traum. Sie kommen in ein Zimmer, das in grünes Licht getaucht ist von den Bäumen des Gartens, auf den es hinausgeht. Im Erker steht ein Kinderwägelchen, vor der Truhe kniet eine Frau, in goldbraune Side gehüllt und zieht weißes, zartes Linnen heraus. Ist das nicht Saskia? Sie eilt auf das Kinderbettchen zu und nimmt das fröhlich frähenende Bübchen auf den Arm. Was bedeutet das? Hat Saskia nicht die drei Kinder, welche sie ihm geboren hatte, wieder hingeben müssen? Sollte ihnen noch einmal das arroke Glück beschieden werden?

Sein Schritt taumelt auf das Weib mit dem Kinde zu, aber als ob ihm der Boden unter den Füßen weggedreht sei, steht er an der Schwelle eines großen, schwarz ausgeschlagenen Saales. Wachskerzen leuchten in das Totengesicht Saskias. Er selbst kniet bei der Bahre und drückt sein tränenerfülltes Gesicht in das starre, glühende Gewand der Toten. Rings herum steht schweigend das Trauergesolge und der Prediger hebt seine Arme mit den weiten Talarärmeln wie die Schwingen eines Adlers.

Als Rembrandt den Kopf hebt, ist er im Atelier des Hauses. An den Wänden hängen kostbare Teppiche, altmodische, verchliffene, materielle Trachten, Brokat, Waffen. Ein Gemimmel von Menschen erfüllt den Raum. Staunend geht er durch sie hindurch. Da stehen alte biblische Gestalten neben Schützen, Goldwiehern, Philosophen, schmutzige Bettlerfamilien neben den Würdenträgern Amsterdams, Prediger und Rabbiner, Judenbräute und Greise; ein schönes, derbfrisches Frauenbild und sich erblickt er auch in der bunten Menge.

Aus dem großen Atelier kommt er in die Küche. Dort hantiert dasselbe junge, gesunde Bauernweib mit spiegelnden Kupferpfannen; er sieht auch, daß sie ein Kind unter dem Herzen trägt. Saskias Sohn aber, ein hübsches, zartes Kind von vielleicht acht Jahren, spielt auf den Fliesen mit einem gelben Hündlein.

Dann verwandelt sich die blinkende Küche in ein kleines Kontor. Der Tisch ist mit Blättern bedeckt. Der Maler nimmt sie in die Hand und liest. Da ist ein Inventar des Hauses, ein Inventar der Gemälde, eine Liste der Geräte. Marmorbilder, Bronzen und Waffen, Porzelle, Gläser, Edelsteine, Perlen und Seltsamkeiten aller Art. Aber daneben liegt eine lange Schuldentiste des berühmten Malers und die öffentliche Ankündigung der Zwangsversteigerung eines schönen Hauses.

Er eilt hinaus, um dem quälenden Eindruck zu entfliehen und die Strafe zu gewinnen. Aber sein Schritt schleicht so zähfam, als hielten ihn alle Leiden und Sorgen zurück, die ein Haus bergen kann. Neben ihm weint sein zweites Weib, seine Hand umklammert das dreißährige Töchterlein, das sie ihm geschenkt hat, und Saskias Sohn, zum Jüngling herangewachsen, führt das Kind bei der anderen Hand. Sie sind Verstorbene von Heim und Herd, sie werden getrennt, o die Mauern gedrückt, geschmälzt und zur Flucht angetrieben von denen, die hinausgeschleppen, woran ihr Herz hing. Schränke und Truhen, Gemälde und leuchtende Teppiche.

Als die schwere, eichene Tür hinter Rembrandt zugeknorrt war, wich der Druck allmählich von ihm. Er war wieder allein, er war noch jung, sein Name hatte einen guten Klang und zu Hause erwartete ihn sein blondes Weib Saskia. Sie zog ihm lächelnd eine Urkunde aus der Tasche, nach welcher er endlich ein eigenes Haus erworben hatte.

Als blinder Passagier nach Cuba.

Von Franz Antoni.

Mein Bruder war auf einem Frachtdampfer, der nach Cuba fuhr, als Matrose gemustert; so entschloß ich mich, mit ihm „blind“ nach Cuba zu fahren, um einmal ein schönes Stück der Welt zu sehen. Ich kannte die Schwierigkeiten, die sich einer solch abenteuerlichen Reise in den Weg stellten, nicht. Ich stellte mir die ganze Sache als ein Kinderpiel vor, sollte jedoch bald eines anderen belehrt werden. Der große Frachtdampfer „Raimond“ lag am Pier im Bremer Hafen. Das Schiff war schon tief geladen, die Wänschen rasselten unaufhörlich, gewaltige Kisten und Eisenkisten verschwanden in dem großen Schiffsbauch. Es war der vorletzte Tag. Am nächsten Mittag sollte das Schiff in See gehen. In der Nacht mußte es gewagt werden, an Bord des Schiffes zu kommen, und sich zu verstaufen. Durch die Hilfe meines Bruders gelang es mir, mit dem Ausweis eines Schiffskollegen in den Hafen zu kommen. An dem Fallreep des Dampfers stand ein Wachmann; kurz entschlossen enterzte ich an einem Tau vorne hoch und befand mich bald auf dem Vorderdeck. Mein Bruder brachte mich in das Mannschaftslogis. Ich machte mir ein Versteck unter der Koje meines Bruders zurecht; jedoch nicht lange sollte ich hier bleiben.

Morgens gegen 10 Uhr — die Ladung war beendet — wurde das ganze Schiff nach „Blinden“ abgesehen. Denn auf der vorigen Reise gelangten elf Blinde nach Cuba, so daß der Kapitän diesmal vorsichtiger war. Im Heizraum, unter den Flurplatten, in den Kohlenbunkern, in den leeren Feuerlöchern eines Rostkessels wurde alles abgeleuchtet mit dem Erfolge, daß drei „Blinde“ aus den Kohlenbunkern und einer aus dem Feuerloch gezogen und so gleich an Land gesetzt wurden. Mein Bruder stürzte in das Logis mit dem Rufe: „Sie kommen, raus!“ Er steckte mich dann in den Kleiderschrank, jedoch konnte er dann nicht mehr ganz geschlossen werden. Wieder raus aus dem Schrank — ein reitender Gedanke durchzuckte mich plötzlich: Ich sprang schnell der Koje zu, legte mich in das Bett meines Bruders, wickelte mich fest in eine Decke und schlief. O Freiheit, steh mir bei! So gelang es mir, als einziger „Blinder“ mitzufahren. Als ich das Rasseln des Unters hörte, atmete ich auf. Endlich setzte sich der Dampfer in Bewegung, hinaus in die See!

Jedoch nicht lange hielt meine gute Stimmung an; es wehte eine starke Brise, haushohe Wellen türmten sich auf, sodas das Schiff stark schlingerte. Die Seekrankheit erschien an Bord und viele von der Mannschaft opferten dem Meerogotte Neptun an der Keeling ihren zollpflichtigen Tribut. Man konnte kaum gerade stehen und torleste wie ein Betrunkener von einer Seite nach der anderen. Auch ich blieb von der Seekrankheit nicht verschont, jeder Bissen widerstand mir; ich verwünschte die Stunde, die mich an Bord brachte. Jeßn solcher Schredenstage gab es für mich, dann wurde die See spiegelglatt, denn die Sonne schien mild, und ein blauer Himmel zeigte sich. Nachts machte ich Mondscheinpromenaden auf dem Vorderdeck, um frische Luft zu schöpfen. Lebte vier Wochen so als „Blinder“, hatte gutes Essen, frische Luft; am Tage machte ich mich im Logis beim Geschirrwaschen behilflich. Endlich nach 24 Tagen wurde Havana erreicht. Ich ging mit meinem Bruder bei Tag an Land und bewunderte die schöne Weltstadt. Nach einigen Tagen ging es weiter nach Matanzas, wo Zucker geladen wurde. Hier sollte mich das Schicksal ereilen.

Eines Morgens beim Geschirrwaschen erschien der zweite Steueremann, um einen von der Arbeit weggelaufenen Matrosen zu holen. Ich sprang schnell in eine Ecke, jedoch hatte er mich schon erblickt, stellte mich zur Rede und holte den Kapitän. Ihm erklärte ich, daß hier an Land keine Arbeit und ich deshalb in Matanzas an Bord gekommen sei und mitfahren wolle. Davon wollte er nichts wissen und brachte mich mit einem Motorboot an Land, wo er mich laufen ließ. Eine Nacht brachte ich in einem Zuckerrohrwaggon zu, wo mich die Moskitoen zerstachen. Die andere Nacht holte mich mein Bruder in den Kohlenbunker. Es sollte jetzt nach Cienfuegos gehen, das auf der anderen Seite Cubas liegt. Acht Tage Fahrzeit. Hohe Kohlenberge befanden sich in dem obersten Kohlenbunker, worin ich mich einbaute. Tiefe Finsternis umgab mich, eine furchtbar schwüle Luft atmete ich ein. Auf das Deck herab, unter dem ich lag, brannte die Glutsonne Cubas. Nur mit einem Hemd bekleidet, lag ich auf einer Decke in den Kohlen, eine harte Lagerstätte! Ich erhielt nichts anderes als Kaffee. Tee und Brot, so gefährlich fand es mit der Verproviantierung. So brachte ich acht furchtbare Tage in dieser Hölle zu. Die letzte Nacht brach an, mein Bruder brachte mir diesmal Essen, da ich mich sehr schwach fühlte. Der erste wachhabende Maschinist, der öfters die Kohlen mah, muß ein Geräusch beim Essen gehört haben, so daß er Verdacht schöpfte und mich rief. Ich kroch immer weiter nach hinten, er mir nach und holte mich schließlich heraus. Der Kapitän weiterte nicht weiter über meine Hartnäckigkeit mit seinem Schiffe weiterzufahren. In Cienfuegos blieb unser Schiff in der Bucht liegen. Nachts liegen wir uns von Freunden an Land rudern, was wir beinahe mit unsern Abt hätten bezahlen müssen, da durch die hohe See das Boot Winke gekentert wäre. — Adieu „Raimond“! Fare wohl!

Wunder. Unter Leben ist der Wunder voll, ohne daß wir es merken. Freilich nicht in dem alten Sinne, daß Dinge geschehen, die dem Naturauf gerade zuwider sind, aber es gibt wunderbare Dinge, die scheinbar den sonst bestehenden Naturgesetzen widersprechen. Fein verteilte Körper, die man in eine Lösung von Gelatine, Kolodium usw. hineinbringt, sinken naturgemäß zu Boden, selbst wenn sie so leicht sind wie etwa kohlenaurer Kalk. Speziell schwere Körper aber, wie Silber und Chlor Silber, bleiben schwaben und ermöglichen erst dadurch die Herstellung photographischer Emulsionen. Freilich weiß die physikalische Chemie eine Erklärung für diese Eigenschaft zu geben, aber wird sie dadurch weniger wunderbar? In der Kolloidchemie (das ist die Lehre von den feinst verteilten, nicht aufgelösten festen Körpern) rechnet man damit, daß ein Körper um so weniger leicht veränderlich ist, je größer seine Teilchen sind, in der Photographie kommt man nur dadurch zu höchstempfindlichen Platten, daß man die Emulsion „reisen“ läßt, wodurch die Teilchen größer werden und leicht vom Lichte verändert. Ist nicht überhaupt die ganze Lichtempfindlichkeit ein Wunder? Die ganz unmeßbar geringe Energiezufuhr durch den Lichtstrahl, die von vielen Millionen Bromsilbermolekülen nur ganz wenige verändert, macht die ganze Platte lichtempfindlich, bewirkt gegenüber einem chemischen Reagens, wie es der Entwickler darstellt, ein vollkommen anderes Verhalten.

Und bei der Belichtung selbst, wie wunderbar geht es da zu! Während Silber sonst nicht übermäßig haltbar ist, sind diese unendlich feinen Silberkeime, die bei der Belichtung gebildet werden, jahrelang unverändert haltbar. Auch die Haltbarkeit der fertigen Bilder selbst, die doch aus ganz fein verteiltem Silber bestehen, ist erstaunlich, hat man doch heute noch in den sechziger Jahren angefertigte Papierbilder, die vollkommen frisch sind. Papernegative hat man sogar noch aus älterer Zeit. Dabei ist Papier ein so empfindliches Reagens, selbst gegenüber destilliertem Wasser, daß man staunen muß, daß Bilder darauf überhaupt möglich sind. Es gibt ein Geheimnisverfahren, das besteht darin, daß man mit destilliertem Wasser auf Papier schreibt und dieses Papier später in eine Lösung von Natriumtaucht und dem Lichte aussetzt. Die Ränder der Schrift färben sich dann dunkel, weil das destillierte Wasser die unendlich feinen Spuren von Kochsalz aus dem Papier herausgezogen hat, so daß sich mit dem Natriumtaucht Chlor Silber bildet, das lichtempfindlich ist. Wie ist es bei solcher ungeheuren Empfindlichkeit möglich, daß die Industrie der photographischen Papiere uns ein immer sicher arbeitendes Erzeugnis liefert? Wer zu schauen und aufzumerken versteht, dem begegnen auf Schritt und Tritt mehr Wunder als dem ungläubigen Thomas.

Dr. H.

Naturwissenschaft

Weshalb haben manche Tiere Schnurrhaare? Gewiß haben schon viele Tierbeobachter über diese Frage nachgedacht, ohne zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Deshalb wird es sie interessieren, wie der kürzlich verstorbene Tierforscher Th. Zell diese Erscheinung erklärt. In seinen „Streifzügen durch die Tierwelt“ hat er sich darüber, wie über eine Menge anderer Fragen des Tierlebens ausgesprochen. Schneidet man einer Hauskatze die Schnurrhaare ab, sagt er, so kann man beobachten, daß sie von einer merkwürdigen Unsicherheit befallen wird. Die Schnurrhaare sind nämlich für sie der Maßstab, ob sie durch eine Öffnung mit dem Leib noch hindurch kann oder nicht. Stößt sie nicht mit ihnen an, so geht es, andersfalls wäre ein Versuch zwecklos. Für ein Schleifrauhier, das alle Winkel und Löcher nach Beule durchsucht, ist es natürlich eine Lebensfrage, ein solch unfehlbares Instrument stets bei sich zu führen. Ueberhaupt ist für alle Schleifrauhiere im Gegenhalt zu den Laufraubtieren das Vorhandensein von Schnurrhaaren Lebensfrage. Es besitzen demnach Schnurrhaare: Löwe, Tiger, Jaguar, Leopard, Luchs, Fuchs, Marder, Mias, Wiesel usw. Ebenso alle Pflanzenfresser, die sich in Gebüsch oder enge Höhlen retten, also das große Heer der Nagetiere, wie Ratten und Mäuse, ferner Eichhörnchen, Haselmaus, Biber, Hamster, Fote, Kaninchen, natürlich auch die Vervorger, wie Epithymus oder Wiesel. Alle Pflanzenfresser, die nicht in dieser Weise flüchten, haben auch keine Schnurrhaare.

Sprachkunde

Eine Untersuchung über die Unverständlichkeit der Fremdwörter. Daß die Fremdwörter dem überwiegenden Teil des deutschen Volkes weniger verständlich sind als das heimische Sprachgut, ist gewiß keine neue Feststellung; es ist aber sicherlich nicht ohne Wert, einmal in zahlenmäßiger Untersuchung festzustellen, wie weit die einzelnen Volksschichten, insbesondere die Hand- und Kopfarbeiter, im Verstehen der Fremdwörter etwa ausgesprochene Unterschiede erkennen lassen. Eine solche Untersuchung hat Oberstudienrat Dr. Bergmann in Darmstadt im Anschluß an deutschfranzösische Lehrgänge, die von der dortigen Volkshochschule in der Stadt und auf dem Lande abgehalten wurden, unlangst vorgenommen und über die beachtenswerten Ergebnisse im letzten Heft der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins berichtet. Einige deutsche Sätze wurden ausgeschrieben, in denen sich je ein Fremdwort befand, und dann wurde den Zuhörern aufgegeben, die Bedeutung dieser Fremdwörter der Reihe nach anzugeben. Die Fremdwörter lauteten: ratifiziert, Trans-
portmonopol, Koalition, divergierend, unqualifizierbar, Interpret,

utopistisch, vag, Struktur, Kompilation, Sarkasmus, Autodidakt, Praktiken, analog und Anachronismus. Das Ergebnis war nun, daß von den eingereichten Antworten im ganzen bei den Bureauangestellten 41 v. H., bei den Handarbeitern 73 v. H., bei den Personen mit höherer Schulbildung — Zöglingen einer höheren Mädchenschule — 37 v. H. falsch waren. Die ländlichen Teilnehmer stardten den Fremdwörtern also fast hilflos gegenüber, bei den städtischen Bureauangestellten hatten sich Verstehen und Nichtverstehen annähernd die Wage, aber auch bei den Schülerinnen mit höherer Schulbildung war noch ein auffallend großer Hunderfsah falscher Lösungen festzustellen. Im einzelnen wurde beispielsweise aufgelöst: Autodidakt als selbständig, sprachschönerfisch, Vorbild, bescheiden; Sarkasmus als kritisch, Heilmittel, Energie, gleichgültig, roh; Transportmonopol als Verkehrsmittelpunkt und Beförderungssteuer; der „vage“ Verdacht war ein niederträchtiger Verdacht; „analog“ wurde als unlogisch, sinnwidrig gedeutet. Diese Ergebnisse und Feststellungen reden gewiß eine deutliche Sprache; sie zeigen mit aller Eindringlichkeit, weshalb ein Wirrwarr durch das vermeintlich allgemeinverständliche Fremdwort fast immer in einem großen, ja dem größten Teil der Hörer und Leser angerichtet wird.

Kulturgeschichte

Unsere Urhaustiere. Wir wissen heute, daß das Menschengeschlecht weitaus älter ist, als man noch vor wenigen Jahrzehnten angenommen hat, und daß keine ältesten Spuren bis in die Tertiärzeit zurückreichen. Wir wissen ferner, daß die Menschen der letzten Eiszeit bereits einen verhältnismäßig hohen Grad von künstlerischer Kultur besaßen; das zeigen die Zeichnungen, die man zu Ende der siebziger Jahre in der berühmten Höhle zu Altamira in Nordspanien gefunden hat. Hier haben die Menschen der Borzeit, die Tiere ihrer Epoche mit erstaunlichem Geschick auf den Felswänden verewigt; man kann freilich annehmen, daß alle diese Tiere damals noch ungezähmt waren und nur gejagt wurden. Die Frage, welches die ersten Haustiere gewesen sind, ist trotzdem nicht leicht zu beantworten. Möglicherweise war es das Renntier, das in Mitteleuropa zu Ende der Steinzeit lebte; dem scheint aber die Wahrnehmung zu widersprechen, daß es sich hier um ein reichlich dummes Geschöpf handelt, das auch die Lappjäger heute nur gebrauchen können, wenn sie sich der Unterstützung der Hunde bedienen. Man darf deshalb auch annehmen, daß es der Hund gewesen ist, der zuerst an den Menschen gewöhnt und von diesem dressiert wurde. Das beweisen auch die zahlreichen Hundeknochen, die man bei den Ausgrabungen von Gräbern aus der Steinzeit gefunden hat. Er war in dieser Zeit liber aus weit verbreitet, und zwar war es eine Rasse von kleinem Wuchs, die an unsere Jagdhunde erinnert. Zu Beginn des Bronzealters erscheinen in Italien größere Hunde, die darauf hinweisen, daß man eine neue Hunderrasse zu züchten wußte. Erst am Ende des Bronzealters tauchten die Windhunde und die Bullboggens als bemerkenswertere Rassenheiten in die Erscheinung. Das Pferd ist im Bronzezeitalter zweifellos schon häufig vorhanden gewesen. Seine Zählung geschah aber erst in späterer Zeit. Das geht auch daraus hervor, daß alle Worte, die auf die Pferdezeit bezug haben, in den Sprachen der Völker des Westens aus dem Sanskrit stammen, das heißt, aus einer Sprache Mittelasiens, einer Gegend, in der auch heute wilde Pferde leben. Zum Haustier ist das Pferd demnach in Mittelasiens erzogen worden, und das gezüchtete und dressierte Tier wurde dann nach Europa und in den fernen Osten eingeführt, vermutlich in der Zeit des Bronzezeitalters. Schweine wurden zweifellos schon in der Steinzeit gezüchtet. Der Büffel stammt wahrscheinlich von jenem Büffel ab, der heute nur noch in Korsika und Sardinien lebt. Im Bronzezeitalter erscheint auch das „Bos frontosus“, der Urvater unserer Minder.

Technik

Ein Konservierungsmittel für Tropenfrüchte. Einem auf Java ansässigen Holländer, Dr. Cramer, ist es gelungen, eine nicht nur erfolgversprechende, sondern auch sehr einfache Methode zur Konservierung von Tropenfrüchten zu finden. Bisher war es einfach unmöglich, außer den an sich haltbaren Süßfrüchten die herrlichen Erzeugnisse aus Indiens Gärten, von den Süßeinkeln usw. nach Europa einzuführen, da der lange Transport, Trockenheit und Fäulnis dem Versand hindernd im Wege standen. Das Verfahren Dr. Cramers besteht darin, die zum Europa-Versand bestimmten Früchte mit einer Gummihaut zu versehen, die dadurch hergestellt wird, daß die Früchte einige Minuten in einen Gummisaft gelegt und dann zum Trocknen aufgehängt werden. Sie werden dadurch von einer dünnen Gummischicht umgeben, die als luftdichte Hülle den Gärungsbafterien und Schimmelpilzen den Zugang unmöglich macht, jedoch weder den Geschmack noch die Form der Frucht verändert. Der Gummisaft ist ein Ammoniumsulfatpräparat beigesetzt, das den Saft konserviert und ein Gerinnen oder Erstarren unmöglich macht. An ihrem Bestimmungsort werden die Früchte dann von der Gummihaut befreit, was sehr einfach vor sich geht. Ein leichter Einriß genügt, um die Haut von da aus leicht herunterziehen zu können. Der Versuch, frische japanische Erdbeeren, die bekanntlich am meisten empfindlichen Versandfrüchte, in dieser Konservierung nach Europa zu senden, ist glänzend gelungen. Der Versand soll nun in dieser Weise aufgenommen werden, so daß der europäische Markt in nächster Zeit von unbekannten Wunderfrüchten überflutet werden dürfte.